



Editorial Board

Neve Albre, Petra Bernhardt, Pál Deréky, Daniela Finzi,
Gerald Lind, Emilija Mančić, Georg Marschnig,
Michael Meznik, Andreas Pribersky, Ljiljana Radonić,
Dieter Segert, Dietmar Unterkofler, Markus Vogl, Nina Wolfeil

Heinz Fassmann / Wolfgang Müller-Funk /
Heidemarie Uhl (Hg.)

**Kulturen der Differenz –
Transformationsprozesse in
Zentraleuropa nach 1989**

Transdisziplinäre Perspektiven

Mit 20 Abbildungen

V&R unipress

Vienna University Press

© V&R unipress GmbH, Göttingen



universität
wien



„Dieses Hardcover wurde auf FSC-zertifiziertem Papier gedruckt. FSC (Forest Stewardship Council) ist eine nichtstaatliche, gemeinnützige Organisation, die sich für eine ökologische und sozialverantwortliche Nutzung der Wälder unserer Erde einsetzt.“

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-89971-714-3

**Veröffentlichungen der Vienna University Press
erscheinen im Verlag V&R unipress GmbH.**

© 2009, V&R unipress in Göttingen / www.vr-unipress.de

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk und seine Teile sind urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung in anderen als den gesetzlich zugelassenen Fällen bedarf der vorherigen schriftlichen Einwilligung des Verlages. Hinweis zu § 52a UrhG: Weder das Werk noch seine Teile dürfen ohne vorherige schriftliche Einwilligung des Verlages öffentlich zugänglich gemacht werden. Dies gilt auch bei einer entsprechenden Nutzung für Lehr- und Unterrichtszwecke. Printed in Germany.

Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier.

© V&R unipress GmbH, Göttingen

Inhalt

Vorwort	9
-------------------	---

Einleitung

Jiří Gruša Europa und die Identität	15
--	----

Moritz Csáky Mitteleuropa/Zentraleuropa – ein komplexes kulturelles System	21
---	----

Räume – Städte – Migration

Heinz Fassmann Transformationsforschung in der Geographie	31
--	----

Birgit Glorius Migration und Integration aus einer transnationalen Perspektive: Das Beispiel polnischer Migranten in Leipzig	43
--	----

Nina Wolfeil Einmal Erasmus und zurück? Das Auslandsstudium von polnischen Studierenden und sein Einfluss auf den späteren Werdegang	55
--	----

Achim Hahn Zur Methodologie der beispielhermeneutischen Wohnforschung	67
--	----

Markus Vogl »Architektur als Lebensmittel« – Über das Alltagsleben in einer Großwohnsiedlung in Budapest. Ein Plädoyer für eine interdisziplinäre und lebensweltlich fundierte Betrachtungsweise von Stadterweiterungsgebieten	81
--	----

Triin Ojari Post-Soviet Tallinn: Challenging the Urban Space	97
Neve Albre Die Baukulturen in der ländlichen Peripherie am Beispiel Estlands und Niederösterreichs: Divergenz oder Konvergenz?	107
Repräsentationen – Identitäten – Gedächtnis	
Andreas Pribersky Das Loch in der Fahne oder: Thesen zur symbolischen Politik in Zentraleuropa nach 1989	125
Tanja Petrović The Idea of Europe or Europe Without Ideas? – Discourses on the »Western Balkans« as a Mirror of Modern European Identity	137
Petra Bernhardt Neues vom »Osten«? Werbebilder als Indikatoren des Wandels einer Raumkategorie	149
Heidemarie Uhl Konkurrierende Erinnerungskulturen in Europa: Neue Grenzen zwischen »Ost« und »West«?	165
Ljiljana Radonić Krieg um die Erinnerung an das KZ Jasenovac – Kroatien zwischen Revisionismus und europäischen Standards	179
Oto Luthar / Breda Luthar The Monopolization of Memory: The Politics and Textuality of War Memorials in Slovenia since 1991	195
Georg Marschnig Gottschew Global. Kollektive Identitätskonstruktionen im weltweiten Netz	207
Éva Kovács Spiegelsplitter – das kommunikative Gedächtnis des realen Sozialismus .	219

Michael Meznik Parlamentarische Geschichtsaufarbeitung im Deutungskampf: Die DDR-Vergangenheit im Spiegel der Enquete-Kommission »Aufarbeitung von Geschichte und Folgen der SED-Diktatur in Deutschland«	233
Svetla I. Kazalarska History vs. Memory in the Museum: Visual and Verbal Representations of a »Communist Childhood«	245
Dieter Segert Einfluss des staatssozialistischen Erbes in Osteuropa nach 1989: Welches Erbe?	257
Stereotype – Narrationen – Differenzen	
Albrecht Koschorke Wie werden aus Spannungen Differenzen? Feldtheoretische Überlegungen zur Konfliktsemantik	271
Gerald Lind »Niemand jedoch wollte etwas davon hören.« Mnemopathie und Mnemophobie in der Erzählung »Der Russe« aus Gerhard Roths Roman <i>Landläufiger Tod</i>	287
Clemens Ruthner »Stereotype as a Suture« Zur literatur- und kulturwissenschaftlichen Konzeptualisierung »nationaler« Bilderwelten	301
Emilija Mančić Narrative der Zusammengehörigkeit, Narrative der Differenz. Zur kulturellen Konstitution sozialer Integration und Desintegration Jugoslawiens	323
Daniela Finzi Mittelbare Gegenwart. <i>Logiergäste</i> von Nenad Veličković	337
Svjetlan Lacko Vidulić Erinnerungskulturelle Randstellung und literarische Repräsentanz. Zur Poetik des Exils von Dubravka Ugrešić	351

Dunja Melčić Die unappetitliche Mischung aus Fiction und Non-Fiction. Über ein merkwürdiges literarisch-politisches Porträt des berühmtesten Kriegsverbrechers Mladić	363
Miško Šuvaković Eine handfeste Geschichte aus dem Kalten Krieg – Internationale Referenzen der Konzeptkunst im sozialistischen Jugoslawien	373
Dietmar Unterkofler Randphänomene: Die Bosch + Bosch-Gruppe als Brücke zwischen der jugoslawischen und der ungarischen Neoavantgarde	383
Pál Deréky Forschungsstand der ungarischen Neoavantgarde zu Beginn des 21. Jahrhunderts	395
Wolfgang Müller-Funk Kulturen der Differenz: Das Fremde in Wien, Dimitré Dinevs Roman <i>Engelszungen</i>	403
Die AutorInnen	417

Vorwort

Der vorliegende Band ist im Kontext eines internationalen und transdisziplinären Doktoratskollegs an der Universität Wien entstanden. Sein Titel, »Kulturen der Differenz«, darf in einem mehrfachen Sinn verstanden werden. Auf der methodischen Ebene verweist er auf einen erweiterten Begriff von Kultur, der nicht nur traditionelle Bereiche wie Literatur und Kunst, sondern eben auch Architektur, (neue) Medien, Werbung, Lebensformen und Popularkultur umfasst und als ein Insgesamt von symbolischen Formen und lebensweltlichen Praktiken zu verstehen ist. Kultur hat in all diesen Manifestationen stets zwei Seiten, die einander bedingen: Kultur verbindet und trennt Menschen. Insofern ist Kultur als ein symbolischer Mechanismus zu verstehen, der mit Differenz einhergeht und soziale und gesellschaftliche Spannungen, Konfliktlagen generiert und ihnen ein entsprechendes symbolisches Format verleiht.

Dieser praxisreflexive Kulturbegriff bildet den Rahmen für den Blick auf den gemeinsamen Themenbereich: den Prozess der Transformation bzw. Transition der zentraleuropäischen Länder im Gefolge von 1989. Beide Begriffe werden insbesondere im Bereich von Politikwissenschaften und Zeitgeschichte vornehmlich auf jenen ökonomischen und politischen Systemwechsel bezogen, der seit der Zäsur 1989 in den ehemals kommunistischen Ländern stattgefunden hat. Dieser Wechsel des gesellschaftlichen Systems und der damit verbundene Wandel der Kultur hat sich in den einzelnen Ländern auf unterschiedliche Weise vollzogen, weil die Ausgangsbedingungen – politisch, ökonomisch und kulturell – höchst unterschiedlich gewesen sind. Aber auch für die Länder des »alten« Europa markiert das Jahr 1989 einen historischen Einschnitt, der sich auf allen Ebenen der Gesellschaft nachzeichnen und analysieren lässt. Dabei spielen harte und weiche Phänomene eine Rolle: die ökonomischen Auswirkungen des Zerfalls der kommunistischen Staaten, das Verschwinden der Systemgrenze zwischen »Ost« und »West« und damit einer zentralen Definitionsachse europäischen Selbstverständnisses im 20. Jahrhundert, neue Raumvorstellungen, Migrationsprozesse, Transfers sowie die Ausbildung neuer bzw. der Rückgriff auf alte Repräsentationssysteme des »eigenen Fremden«, des Fremden in der Nähe.

Zum dritten verweist der Titel – der zugleich das Initiativkolleg bezeichnet – aber auch auf die transdisziplinäre, das heißt heterogene Zusammensetzung des Initiativkollegs selbst, im Hinblick auf die jungen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler, aber auch auf das Betreuungsteam, zusammengesetzt aus den Disziplinen Geographie, Germanistik, Komparatistik, Politikwissenschaft und Zeitgeschichte. Im Gegensatz zu dem Einheit vortäuschenden Begriff »Kulturwissenschaften« sollen disziplinäre Bruch- und Trennlinien nicht homogenisiert, sondern zum Ausgangspunkt der Reflexion über transdisziplinäre Schnittstellen einerseits, spezifisch disziplinäre Herangehensweisen andererseits genommen werden. Das gilt nicht zuletzt für jene Begriffe, die im Gefolge der vielen kulturellen Wenden und Volten prominent geworden sind, wie Räumlichkeit, Gedächtnis und Erinnerung, Bild und Stereotyp, Migration und Transfer, Transformation und Wandel, aber letztendlich auch für das Verständnis von Identität und Differenz. Das soll nicht in einem resignativen Sinn, sondern eher als Herausforderung verstanden werden, den Dialog an den Grenzen der einzelnen wissenschaftlichen Disziplinen zu führen und diese Irritationen produktiv zu wenden. Hinter den kleinen und großen Dissensformeln und Missverständnissen lauern auch die alten Kontraste zwischen Sozial- und Humanwissenschaften, zwischen Symbol und Handeln, zwischen radikalem Konstruktivismus und einem moderaten »Realismus«, zwischen Kultur als Text und Kultur als sozialem Feld. Aus unserer Sicht erscheint es sinnvoll, diese Diskussionen an den Grenzen der Disziplinen weiterzuführen und zu intensivieren. Ein aufmerksamer und behutsamer Umgang miteinander scheint auch hier geboten.

Der Band gliedert sich in drei Teile, denen jeweils ein methodisch orientierter einführender Beitrag vorangestellt ist. Bei den Beiträgerinnen und Beiträgern handelt es sich um Aufsätze von Kollegiatinnen und Kollegiaten, Mitgliedern der »Faculty« sowie um Texte von renommierten Kolleginnen und Kollegen unserer dreijährigen, fächerübergreifenden Ringvorlesung »Kulturen der Differenz« an der Universität Wien. Im Zentrum des geographischen Teiles, der an zwei einführende Texte über Zentraleuropa anschließt, stehen Fragen des Raumes, der Migration, von Architektur und Raumplanung. Im Bereich Politikwissenschaft und Zeitgeschichte kommen Themen wie Bildpolitiken an ausgewählten Beispielen der Werbung, die Konstruktion nationaler Erzählgemeinschaften, der Kampf um das kulturelle Gedächtnis im Hinblick auf Systemwechsel oder mediale Formatierung zur Sprache. Der literaturwissenschaftliche Teil, der stark auf den Sonderfall der postjugoslawischen Konstellation konzentriert ist, beschäftigt sich mit Fragen von Raum und Gedächtnis, mit der narrativen Konstruktion der Kriegserfahrung auf dem Balkan, der Stereotypisierung der/des Fremden in der Nachbarschaft sowie mit den Neo-Avantgarden vor und nach 1989.

Ziel des Bandes ist selbstverständlich nicht nur die Dokumentation einer gemeinsamen Arbeit von elf jungen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern mit einem Betreuersteam sowie einer Gruppe internationaler Expertinnen und Experten, vielmehr stellt er einen aktuellen Beitrag zur kulturwissenschaftlichen Diskussion in einem fächerüberspannenden Feld dar und verbindet anspruchsvolle kulturwissenschaftliche Fragestellungen mit einem konkreten historischen, geographischen und symbolischen Ort: Zentraleuropa. Dieser wird eingangs durch einen literarischen Essay des Lyrikers und Diplomaten Jiří Gruša sowie einen Aufsatz von Moritz Csaky vorgeführt. Im Anschluss daran wird ein durchaus mehrdeutiger »Raum« kulturwissenschaftlich modelliert und differenziert, werden sehr unterschiedliche Dimensionen dieses »Raumes« quer zu den disziplinären Zugängen sichtbar.

Die Herausgeber bedanken sich bei allen, die zum Zustandekommen dieses Bandes beigetragen haben, insbesondere bei den Doktorandinnen und Doktoranden des Initiativkollegs »Kulturen der Differenz. Transformationen im zentraluropäischen Raum« an der Universität Wien – Neve Albre, Petra Bernhardt, Daniela Finzi, Gerald Lind, Emilija Mančić, Georg Marschnig, Michael Meznik, Ljiljana Radonić, Dietmar Unterkofler, Markus Vogl, Nina Wolfeil – sowie den Mitgliedern der Faculty, der Heinz Fassmann, Wolfgang Müller-Funk, Pál Derék, Andreas Pribersky, Dieter Segert und Heidemarie Uhl angehören. In diesem Zusammenhang gedenken wir auch unseres 2008 verstorbenen Kollegen Wendelin Schmidt-Dengler. Unser besonderer Dank gilt Angelika Horvath, die ein ruhender Pol des Kollegs gewesen ist, sowie Susanne Hanger, die die Koordination des Kollegs auch bei der Zusammenstellung dieses Bandes übernommen hat.

Wien, Juni 2009

Heinz Fassmann
Wolfgang Müller-Funk
Heidemarie Uhl

Einleitung

Europa und die Identität

Die Frage nach der Identität ist immer ein wenig beklemmend. Denn sie dokumentiert entweder eine Verspätung oder den Wunsch nach Differenz. Und meistens beides gleichzeitig.

Wer diese Frage stellt, ist mit seinem »Selbst« unzufrieden oder er befürchtet, es verlieren zu können. Und wird emotionell, spricht militant und immer sehr prophetisch. Er muss das Gute für sich und die Seinen in Anspruch nehmen. Identität ist ideologisch. Eigentlich meint sie zuerst eine Differenz und dann Identifikation mit einem neuen Selbstbild.

Auch ich kann nicht so ganz an dieser Gegebenheit vorbei. Ich verspreche jedoch, so wenig prophetisch zu sein wie nur möglich. Da ich über Integration spreche und diese eine nüchterne Sache ist.

Zunächst aber zu der Angst um das Selbstbild.

Unlängst sagte der tschechische Präsident Klaus im Hinblick auf Europa – um die tschechische Identität bangend: Wir wollen uns dort nicht auflösen wie ein Stück Zucker im Kaffeetopf.

Mein Seufzer war: Oh, Manometer, da würden die dort wissen, dass wir süß sind! Aber ein paar Jahre später, während ihrer Präsidentschaft, haben meine Tschechen ihre Position verändert. Sie plakatieren ihr neues Motto: Wir werden Europa versüßen: *My to Evrope osladime*.

Das sieht nur auf den ersten Blick entgegenkommend aus, denn der Spruch bedeutet eigentlich: Wir werden es euch heimzahlen.

Das Neue beängstigte schon immer. Die Furcht aber kann man lockern – mit Erweiterung der Herzen und Hirne. Man kann sie ebenfalls versteifen mit bivalenten Sprüchen. Weiß kontra schwarz, süß kontra bitter, fest gegen weich. So, wie das diese marode Metapher tut.

Wissend um die mangelnde Süße pochen die Identitätsstifter auf das Bittere als wäre es eine Art Gabe. Und die Quellen der Identität sind in der Tat bitter. Bei den persönlichen beginnend, und bei den kollektiven endend. Das »Ich« der Nationen aber ist die heikelste Ware. Auf dem Marktplatz des Weltdorfes von heute kaum verkäuflich.

Dabei geht es, falls ich unser Thema richtig verstanden habe, um Integration innerhalb eines Gesamtmusters der Identifikation. Denn was anderes soll Europa werden als ein gemeinsamer Nenner, der allen nutzt?

Kein leichtes Soll, in den Jagdgründen der Egomane. Das europäische »Ich« ist doch kein nationales im Sinne der Herstellung der »Wir«-Verwirrnisse. Es ist eher dadurch zu beschreiben, dass es zu dem klassischen Identitätsbegriff eigentlich im Widerspruch steht.

Das Übliche dabei war eben die bindende Erinnerung. Es ging um eine Art Familien- und Poesiealbum der Gruppe. Die Taten werden notiert, nicht die Untaten. Das Erlittene mobilisiert zur Korrektur. Und Korrektur zum Konflikt. Zur geschichtlichen Vergeltung, die ihre bekannte Fratze erhält. Darum ist unsere Geschichte keine Schönheit, darum hasst sie die Spiegel und die Prinzen der Klugheit.

Identitäten sind prozessuell – brauchen Wartung und Gedächtniskuren. Das Vergessen ist nämlich genauso lebensgebend wie das Erinnern. Die Memormuster der Großeltern suchen nach Enkelkindern. Man kann sie finden wie die Tschechen und Slowaken durch Trennung oder serbokroatisch durch Töten.

Unsere Familienalben sind vollgestopft mit konträren Bildern. Müsste also eine europäische Identität mit dem Vergessen anfangen – oder mit einem sehr kultivierten Erinnern?

Wir wissen: Die Modelle der Milde sind fragil; zumindest im Stadium des Aufbaues. Es ist einfacher, im Namen der eigenen Sache Bivalenz zu betreiben, um reduktionistische Mono-Identitäten herbeizuholen. Auch wir Europäer haben erst nach zwei Katastrophen die Kooperation praktiziert.

Damals aber war das Was und Wo des Strebens klar. Jetzt wackelt sogar unser Wer. Der Raum der Integration ist vielfältig zersplittert. Er hat Wirtschaftszonen – mit ungleicher Effizienz, die Zonen der traditionellen Nähe und die des tradierten Neids; militärische Allianzen im Umbau und Abbau, drei ethnische Hauptgruppen, mit vielen »Dazwischlern« und »Dazuhinwollenden«. Wie Basken und Kosovaren.

Und Religionen! Drei christliche (katholisch, protestantisch, orthodox) und eine islamische. Die letztere hat man in der bipolaren Zeit fast ausgeschaltet und sie meldet sich zurück als Istanbul einst Konstantinoplis.

Sie sehen, die Integration hat es mit uns nicht leicht. Sie muss nämlich das Integral entdecken – und dieses muss ein anderes sein als die bisherigen Einheitsmodelle. Ich stamme aus einem Land, das noch im Jahr 1989 »Zurück nach Europa« rief und jetzt diesen Stuss produziert.

Der Zerfall des Kommunismus war nämlich auch ein Zusammenbruch der angestrebten Union. Sie wollte das Gute – als das erkannte Ziel der Geschichte. Zart wissenschaftlich verkleidet versprach sie es als Güter – gerecht umverteilt durch eine Nomenklatur von Wissenden. Sie gab sich materialistisch und öko-

nomisch, verwandelte jedoch alles ins Material der Macht. Gab vor, einen Plan zu haben, nach dem zu handeln ist. Doch dieser plante nur sich selbst und wirkte wie ein Holzwurm im Möbelmagazin, der alles frisst, ohne Umzugschancen.

Diese Union hat sich in ihrer Hymne wie folgt besungen: »Die unzerstörbare Einheit freier Republiken von Russland, dem großen, für ewig geschaffen!«

Wir erinnern uns: Die Union verschwand – ihre Republiken waren nicht frei – und selbst das ewig große Russland ist kleiner geworden. Es spielt jedoch das Lied schon wieder, wenn auch mit einem nationalistisch veränderten Text.

Dennoch sind die Formulierungen für unsere Zwecke wichtig. Sie beleuchten die klassische Methode der Europäer, eine Union zu bilden. Unilateral, imperial heroisch, als historische Aufgabe, die eine sich selbst erwehlende Nation zu meistern hat.

Alle Ethnien unseres Kontinents, die größeren am meisten, haben diese Methode angewandt. Alle waren dabei, die feinste Idee unseres Kontinents, die der Menschenrechte, doch noch zu vergrößern. Sie mutierte in den Begriff der Nation, der völkischen oder arbeitenden Akteure. Sie war zuerst napoleonisiert, dann bismarckisiert und wilhelminisiert, lenino-stalinisiert und zum Schluss verschickelgrubert.

Vor siebzig Jahren haben wir Menschenrechte als solche abgeschafft. Auf Exklusionsritualen bestanden. Die Identität war ein Streit des ewigen und unmessbaren Vorrangs – ein »Ritualfuturum«. Erst dann und nur westwärts waren wir fähig, uns auf den Marktplatz des Präsens zu konzentrieren. Auf das Messbare, Vergleichbare.

Also auf das Europa aller Europäer. Dieses erste nicht tribal-nationale Lebenskonzept setzte nicht mehr auf das Heil der Träger eines wahren Seins. Es vertagte die Sinn-Frage unseres Herumplagens in das Private – und nannte sich nicht »Euangelion«, sondern schlicht und praktisch EU. Sein Erfolg war erstaunlich. Ein Europa endlich integrativ.

Erst als Verlierer waren Europäer Sieger. Erst als Nicht-Heroiker und multilaterale Mitspielende wären sie unikat. Erst die »Abkehr« von der Geschichte machte sie zur Story. Und sie haben sogar die restlichen Mauern der Zoo-Paradiese zu Fall gebracht. Dieses Ende der bipolaren Bivalenz hat jedoch auch paradoxe Züge. Und bedeutet Erweiterung für diejenigen, die das EU-Integrativ nicht erkennen und an Siege im alten Kampfgerüst denken. Dieses wirkt zwar komisch, doch nur äußerlich, drinnen, in den Köpfen, ist es monströs. Sie reden über die Kleinen, die von den Großen gefressen werden könnten, als wäre die EU gleichsam kannibalisch und die Schwätzer schmackhaft.

Dies verführt auch manche, die das Integrativ schon übten – doch die sich wieder größer fühlen. Sie üben die »Grandezza« und vergrämen alle. So kommt die Maxime in Verruf, die so viel Schöpferisches nach sich zog: *Jeder von uns ist nur anders klein.*

Wir hören also wieder prophetische Parolen und vergessen, dass unser neues Jetzt technologisch agiert. Und eine Herausforderung bedeutet, über die »Nützlichkeit« der neuesten Entdeckungen zu entscheiden, über die Fähigkeit Europas hier mitzumachen. Die vielleicht radikalste »Challenge« seit der Zeit der Pyramiden.

Die Gefahr einer Utopie, die a) archaische Reduktion betreibt oder b) der totalen Machbarkeit der Dinge verfällt, ist nicht zu übersehen. Euphorie und Horrorszenarios sind so dicht aneinander geraten, dass wir uns das erste Mal eine ganz technisch radikale Identitätsfrage stellen müssen: Was ist der Mensch als solcher?

Umso schneller sollte nun die EU ihre Lage klären. Die »Nullpunkte« sind nämlich auch »Sprungpunkte«. Wenn dies stimmt, so würde das bedeuten, dass die so typische Formel der Selbstsuche »Wir sind wir« geändert werden müsste. Unser Satz müsste nämlich lauten: »Wir ist Ihr«.

Das klingt im ersten Moment irr, aber nur solange man die traditionellen Identifikationen sucht. Und nicht die evolutionären. Doch eben hier liegt vielleicht die wahre Quelle der Integration, als Findung und Bindung der Differenzen.

Unlängst hatte man in Wien im genetischen Bereich das Rätsel der stabilen Weitergabe von Zellinformationen entdeckt – als Ketten, die die Spezialisierung garantieren. Wenn Sie wollen, geht es hier um eine Art der Verpackung, die man schon im weiten Kosmos findet. Man könnte also Identität fassen als einen klugen Knoten in einem guten Netz. Identität integer und intelligent.

Sind wir Europäer aber so »verpackbar«?

Nun, mit den alten Tricks gewiss nicht. Die vorgeschlagene Identität ist als erkannte und erfasste Komplexität zu haben.

Das »Soll« kann man bei dieser Aufgabe als minutiöse Beschreibung des »Haben« definieren. Also umgekehrt als üblich. Praktisch bedeutet dies: Eine Verfassung, die aber den rechtlichen Kredit zusammenfasst und wirksam macht. Die Inklusion als Haupttechnik der politischen Teilnahme.

Da wir keine Nation namens »Europäer« haben, soll die nationale Differenz als konstitutioneller Ethos systemöffnend angewandt werden. Eine Union ohne »Nation« als Hauptbegriff ist nicht a-national oder antinational. Sie ist nur rational.

Diejenigen, die meinen, hier trockene Angebotskonzepte bekommen zu haben, eine aufklärerische Spätlese oder Ähnliches, übersehen die Tatsache, dass auch die Vernunft als Gesamtheit letztendlich emotional entscheidet. Und eben das Gefühl für das Richtige ist. Für das ähnlich Verknotete.

Was aber ist mit den nationalen Interessen, fragen die Skeptiker sofort: Im Modell sind diese ebenfalls entscheidend. Die EU, nur anders einer Rangordnung unterworfen. Na und?, möchte man sagen. Erstens wäre das keine feudale

Hackordnung, sondern eine Tanzordnung ohne festgeschriebenen Partner, mit der Chance, einmal komparatistisch einen Walzer abzuliefern.

Differenz und Präferenz hängen nicht nur etymologisch zusammen. Da wir bei unserem Identitätskonzept mit keiner göttlichen Präferenz im Voraus für den einen oder anderen von uns rechnen können, entstehen Differenzen als ein doch noch zusammensetzbares Puzzle, dessen Muster weiterführt und andere Varianten zulässt. So, dass die große Einheit kontextuell bleibt.

Einheit – also Union, wenn Sie wollen – die aber der klassischen Identitätsfalle trotzt. Wir erinnern uns an den klugen Franzosen mit seiner Theorie: dass eben ein jedes »Selbst« dazu neigt, dasselbe zu wollen. Dass das »Idem« zu einem »Totem« wird – zur totalitären Idiotie.

Totalitäre Regime benutzen die Sprache der monotheistischen Tautologie (also »Ich bin ich« und »Wir sind wir«). Doch kreative Sprache braucht Metaphern. Ein Bezug zwischen dem Schon-Benannten und dem noch Namensfreien.

Wir müssen hin – in die Polyvalenz und Polyglotie! Dieses ist nicht ohne ein EU-Bildungssystem zu denken, dessen Merkmal Trilingualität sein sollte (also die Herkunftssprache, eine Nachbarsprache und Englisch).

Und wirtschaftlich: den Euro haben wir – im bisherigen Bereich des Machbaren ist er der erste Reim in unserem Gedicht.

Und sicherheitspolitisch sollte abschließend eine stabile euro-atlantische Partnerschaft stehen.

Ich weiß, manche denken mehr an die EU-Waffen. Ich nicht. Und ich betone es hier ganz besonders: Da wir unsere Werte mit den Amerikanern gemeinsam aus diesem Europa ableiten, müssen wir sie auch gemeinsam verteidigen, falls wir nicht eine Differenz wollen, die alte Merkmale trägt. Und nur so bringen wir den Amis unsere Erfahrung bei – mit dem unilateral heroischen Gehabe.

Die Entdeckungen im Bereich der Genetik, Nanotechnologie und der intellektuellen Robotik geben heute den Ton an. Der genetische Umbau, molekulare Maschinen und »lebendige« Roboter sind eine greifbare, ja mathematisch begründbare Perspektive. Die Beschleunigung der Innovationen setzt sich dabei geometrisch, nicht arithmetisch fort. Die Biosphäre, in der wir als Wesen zu Hause waren, wird zur Neo-Sphäre, in der wir uns erst zu Hause fühlen müssen ... sollen ... wollen?

Die Identitätsfrage ist keine »klassische« mehr.

Und dennoch geben wir immer noch Antworten, als lebten wir in einer Art vorkopernikanischem Weltbild. Die Einfachheit, mit der wir unsere kollektivistische Einzigartigkeit behaupten, erinnert an den geozentrischen Stolz unserer Ahnen. Auch dieser war eigentlich bequemer und »verständlicher«. Nichtsdestotrotz falsch.

Was die Identität angeht, so werden wir früher oder später die Welt der Monomanie verlassen müssen. Wir werden weniger einzigartig, aber nicht we-

niger wertvoll. Unsere Identität als die Bewohnbarkeit unseres kleinen Planeten?

– Kein Trabant, keine Sonne. Kann man damit leben?

Man wird es lernen müssen!

Besonders am Anfang einer »Klon-Ära«. Wenn wir keine Tautologien wollen, sollten wir (welche Schuld!) neue Metaphern wagen. Jene, die Vergangenheit entlasten, da sie die Zukunft identifizieren. Und diese Identifikation als Quelle der Identität anbieten.

Es gibt nämlich so etwas wie Identität der Integration.

Mitteleuropa/Zentraleuropa – ein komplexes kulturelles System¹

Seit der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts begann man die Musik auch nach nationalen Gesichtspunkten zu kategorisieren, in einzelnen Kompositionen »nationale« Motive zu erheben und Komponisten und Musikinterpreten bestimmten Nationen zuzuschreiben. Wie problematisch solche Zuweisungen sind, ersieht man daraus, dass sie nicht selten selbst bei Wissenschaftlern zu unterschiedlichen bzw. gegensätzlichen Ergebnissen geführt haben. Ich möchte dies mit einigen Beispielen beleuchten. Franz Liszt wurde von der ungarischen Musikwissenschaft als ungarischer Komponist bezeichnet, man berief sich dabei auf seine ungarische Staatsbürgerschaft, auf seine Herkunft aus Raiding (Doborján) im damaligen Königreich Ungarn, auf sein nachweislich begeistertes Bekenntnis zum Ungarntum und vor allem auf die ungarischen Topoi und Zitate in seinem musikalischen Schaffen. Solchen Begründungen hielten andere entgegen, dass Liszt kaum ungarisch verstand, zumindest mütterlicherseits von nicht-magyarischer Abstammung war, die meiste Zeit seines Lebens außerhalb Ungarns verbrachte, der musikalischen Gedankenwelt der deutschen Romantik und vor allem Richard Wagners zuzurechnen wäre und daher als Komponist viel eher als Deutscher denn als Ungar oder Österreicher zu gelten hätte, trotz seines ihm vom österreichischen Kaiser verliehenen Adelsprädikats. Ähnliche, zum Teil bis heute aktuelle Diskussionen um die nationale Zuordnung von Komponisten betreffen u. a. auch die Hauptvertreter der Wiener Klassik: War Mozart ein deutscher oder ein österreichischer Komponist, ist Beethoven von Wien und von Österreich nicht zu Unrecht als der ihre usurpiert worden, ist das musikalische Schaffen Schuberts und seines Kreises, dem das »deutsche Lied« zu verdanken ist, nicht viel eher »deutsch« als Wienerisch oder österreichisch? War Lehár, dessen Melodien ungarisches Kolorit nicht verleugnen, der bis zu seinem Lebensende mit einem lebenswürdigen ungarischen Akzent sprach, dessen Eltern aber vom »nationalen« Gesichtspunkt aus nicht

1 Dieser Beitrag wurde erstmals veröffentlicht in: ÖMZ Österreichische Musikzeitschrift, 1–2 (2005) (Musik in Mitteleuropa), 9–16.

Magyaren waren, Ungar oder Österreicher? War Kálmán, ein typischer Repräsentant der Wiener Operette, ein Wiener bzw. ein österreichischer oder ungarischer Musiker? Solche und ähnliche Fragen beschäftigen bis in die Gegenwart nicht nur populäre musikwissenschaftliche Darstellungen, sie können noch immer z. T. zu emotionalen Auseinandersetzungen führen. Dabei gerät völlig außer Acht, dass die nationale Perspektive erst seit dem 19. Jahrhundert zu einem dominanten Kriterium wurde; sie verdankte sich einer Ideologie, die durch Vereinnahmungen und Ausgrenzungen nationale Identitäten zu konstituieren versuchte.² Wie wenig sinnvoll freilich solche Zuordnungen und Etikettierungen im Allgemeinen, v. a. aber im Bereich des Ästhetischen bzw. des Musikalischen sind, d. h. wie problematisch es ist, Musik »national« zu vereinnahmen, hat Albrecht Riethmüller schon vor mehreren Jahren betont.³ Die Widersinnigkeit einer solchen Instrumentalisierung von Musik und Musikern für nationale Mythenbildungen wird erst dann klar ersichtlich, wenn man sich übergreifenden kulturellen Kommunikationsräumen zuwendet, in denen zwar unterschiedliche »nationale« kulturelle Traditionen nachzuweisen sind, in denen sich jedoch neben solchen Unterschieden auch gemeinsame oder analoge Elemente, Codes, »Vokabeln« finden, gleichsam eine Metasprache, die trotz der konkreten sprachlich-kulturellen Differenzen allen verständlich ist. Ein solcher übergreifender Kommunikationsraum ist u. a. die mittel- bzw. zentraleuropäische Region, in welcher weit über das Maß der gerade im Musikalischen ganz allgemein feststellbaren Beeinflussungen intensive Rezeptionsprozesse nach-

2 Die hier angedeutete Problematik ist freilich komplexer als zunächst angenommen werden könnte. Unleugbar ist einerseits »Populares« stets ein wichtiger Faktor des musikalischen Schaffens früherer Jahrhunderte (etwa Barock, Klassik) gewesen. Andererseits sind jene Elemente, die im 19. Jahrhundert als »nationale« zunehmend deutlicher zu vernehmen sind und ins »Triviale« abzugleiten beginnen, auch in früheren Epochen vorhanden gewesen, jedoch damals noch nicht in solchem Maße in das Bewusstsein des musikalischen Schaffens getreten: »Universalität sollte durch Nationalität, nicht gegen sie erreicht werden.« Vgl. Carl Dahlhaus, *Die Musik des 19. Jahrhunderts. Neues Handbuch der Musikwissenschaft* 6, Laaber 1980, 30. Auch vom musikalischen Aspekt her gesehen könnte man die nationale Ideologie, die eine uniforme Gesellschaft (Nation) zum Ziele hatte und anachronistisch auf frühere Epochen zurückprojizierte, ernsthaft infrage stellen. Die als »Nationalstile« apostrophierten Schulbildungen des 17. und 18. Jahrhunderts waren, im Gegensatz zu den Vorstellungen des 19. Jahrhunderts, an kein ethnisches bzw. nationales Kriterium im Sinne des 19. Jahrhunderts gebunden und konnten von Komponisten jedweder Herkunft in Anspruch genommen werden – ein Phänomen, das auch für andere Bereiche des kulturellen Schaffens galt und für Identitätsbildungen von Relevanz war. Die Gleichzeitigkeit von mehreren »nationalen« Zugehörigkeiten, die Möglichkeit einer mehrfachen Loyalität, einer Multipolarität im politisch-intellektuellen und kulturellen Bereich, war ohne Weiteres gegeben. Zur Frage des Musikalisch-Nationalen vgl. Carl Dahlhaus a.a.O. 29 – 34. – Vgl. ferner: Helga de La Motte-Haber (Hg.), *Nationaler Stil und europäische Dimension in der Musik der Jahrhundertwende*, Darmstadt 1991.

3 Albrecht Riethmüller, *Die Walhalla und ihre Musiker*, Laaber 1993, bes. 25.

weisbar sind, die sich einer besonders dichten kulturellen, also auch musikalischen Pluralität zu verdanken haben. Die nachfolgenden Überlegungen über die Kriterien dieser Region, nämlich Zentraleuropas, mögen dies zu veranschaulichen versuchen.

Mitteleuropa oder Zentraleuropa? Ich selbst benütze statt Mitteleuropa bewusst Zentraleuropa, und zwar aus folgenden Überlegungen. Mitteleuropa als Bezeichnung für jene Region, die vornehmlich die ehemaligen Länder der Donaumonarchie einschließt, scheint mir deshalb problematisch, weil sie politisch belastet ist. Darauf hat bereits in den Achtzigerjahren, als Mitteleuropa in Mode war, der Historiker Joseph Rován hingewiesen: »Von Frankreich aus gesehen ist Mitteleuropa weder ein geographischer noch ein historischer, sondern ein politischer Begriff, der allerdings seine Geschichte hat. Nicht die historischen Zusammengehörigkeitsreminiszenzen von Ungarn und Polen sind problematisch, sondern die im Wilhelminischen Deutschland entstandene imperialistische Blickrichtung des Konzepts ... Man kann sich nur darüber wundern, wie wenig Gespür für solche doch wohl mehr als natürlichen Reaktionen diejenigen aufbringen, die in jüngster Zeit vor allem auch in der Bundesrepublik den Begriff ›Mitteleuropa‹ mit politischen Absichten aus den Abgründen der Geschichte wieder hervorgeholt haben.«⁴ Politisch konnotiert ist der Begriff v. a. deshalb, weil er seit der Mitte des 19. Jahrhunderts die ökonomische, politische oder kulturelle Vormacht der Deutschen bzw. Deutschlands in dieser Region beinhaltet. Friedrich Naumanns während des Ersten Weltkriegs publiziertes Buch *Mitteleuropa* (1915) konnte sich darauf stützen und so die Kriegsziele Deutschlands, die Eroberung des Ostens, rechtfertigen. Mit diesem Konzept konnten dann auch die Nationalsozialisten ihre Expansionspolitik während des Zweiten Weltkriegs legitimieren. Zwar wurde seit den Sechzigerjahren durch die Veranstaltungen des *Movimento Mitteleuropeo*, an denen, wie bereits bei seiner ersten Tagung »La poesia oggi« (1966), auch Intellektuelle aus den damaligen »sozialistischen« Ländern teilnahmen, Mitteleuropa vornehmlich als eine Kulturregion konzipiert. Der Kulturregion Mitteleuropa anzugehören wurde dann von manchen für einen subversiven politischen Protest genutzt: Die Länder jenseits des Eisernen Vorhangs wären nicht dem sozialistischen Osten zuzuordnen, sie wären vielmehr Teil der demokratischen Mitte Europas. Auch in Österreich schloss man sich diesen Diskussionen an,⁵ die, wenn ich mich nicht irre, bis in die Neunzigerjahre, bis zur Aufnahme Österreichs in die EU, an-

4 Joseph Rován, Mitteleuropa gegen Europa, in: Sven Papke/Werner Weidenfeld (Hg.), Traumland Mitteleuropa. Beiträge zu einer aktuellen Kontroverse, Darmstadt 1988, 1–14, Zit. 1, 3. – Vgl. auch Andreas Pribersky, Europa und Mitteleuropa? Eine Umschreibung Österreichs, Wien 1991. – Jacques Le Rider, Mitteleuropa. Auf den Spuren eines Begriffes, Wien 1994.

5 Erhard Busek/Emil Brix, Projekt Mitteleuropa, Wien 1986.

hielten. Es ging dabei u. a. um eine kulturpolitische Positionierung Österreichs in Mitteleuropa mit zuweilen »kulturkolonialistischen« Attitüden.

Der Begriff Zentraleuropa (L'Europe centrale, Central Europe) hingegen etablierte sich vor allem zur Zeit der Pariser Friedensverträge als Bezeichnung für die Nachfolgestaaten, für Länder also, die ehemals der Habsburger Monarchie angehört hatten. Er wurde zwar auch in der Politik verwendet, hinter ihm verbarg sich jedoch keine politische Absicht, kein politisches Zukunftskonzept. So konnte das 1916 gegründete Wiener Institut für Kulturforschung den Vorschlag machen, als Begriffsbezeichnung für die Region »anstatt ›Österreich-Ungarn‹ und ›Monarchie‹ das Wort ›Zentraleuropa‹ zu verwenden; wobei an jene Staaten zu denken wäre »welche die Kulturgrenzaufgaben der ehemaligen Monarchie übernommen haben«. ⁶ Ich gehe noch einen Schritt weiter: Zentraleuropa ist also, wenn man primär die Kultur – im weiteten Sinne – dieser Region in Betracht zieht, im Unterschied zu Mitteleuropa weder ein politischer noch ein geografischer Begriff; Zentraleuropa ist vielmehr ein intellektuelles Konzept, ein »entgrenzter Raum«, vergleichbar der Braudel'schen Méditerranée. Je nach dem, welche Inhalte man thematisiert, ist Zentraleuropa einmal weiter, das andere Mal enger. Zentraleuropa ist also ein dynamisches, unvollendetes Konzept oder, wie Milan Kundera meinte, »eine nichtintentionale Einheit«. ⁷ Freilich: Vielleicht ist Zentraleuropa auch nur ein intellektuelles Konstrukt, jedoch ein brauchbares Modell, das dazu dient, täglich erfahrbare kulturelle Analogien und Übereinstimmungen in einer Region zu erklären, die bis in die Alltagskultur (z. B. Populärmusik, Speisen, Verhaltensformen) nachweisbar sind.

Was sind nun die signifikanten Kennzeichen Zentraleuropas, welche spezifischen inhaltlichen Kriterien sind für die »Einheit« dieser Region verantwortlich? Vielleicht sollte man dabei von einem weiten Kulturbegriff ausgehen, der der Kulturanthropologie entlehnt ist. ⁸ Demnach versteht man unter Kultur nicht nur die repräsentative Kultur (z. B. Literatur, Kunst, Musik), sondern das Ensemble von Elementen, von Codes, von »Vokabeln«, mittels derer sich Individuen in einem gesellschaftlichen Kontext verbal und nonverbal verständigen. Nicht nur die konkreten Wörter einer Sprache sind solche Elemente, auch bestimmte Verhaltensmuster, eine Gestik, Speisegewohnheiten, Tonabfolgen (z. B. Pentatonik, Dodekaphonie), architektonische Elemente oder Farben (z. B. bei

6 Victor Bauer, *Zentraleuropa. Ein lebender Organismus*, Brünn – Leipzig o. J., 221.

7 Milan Kundera, *Einleitung zu einer Anthologie oder Über drei Kontexte*, in: Květoslav Chvatík (Hg.), *Die Prager Moderne. Erzählungen, Gedichte, Manifeste*, Frankfurt a. Main 1991, 7 – 22, Zit. 22.

8 Vgl. dazu u. a. Clifford Geertz, *Dichte Beschreibung. Bemerkungen zu einer deutenden Theorie von Kultur*, in: Ders., *Dichte Beschreibung. Beiträge zum Verstehen kultureller Systeme*, Frankfurt a. Main 1987, 7 – 43. – Eberhard Berg/Martin Fuchs (Hg.), *Kultur, soziale Praxis, Text. Die Krise der ethnographischen Repräsentation*, Frankfurt a. M. 1993.

den Verkehrsampeln) sind es, mit denen Kommunikation innerhalb einer Gesellschaft hergestellt wird. Kultur ist somit ein Orientierungs- und Ordnungsmuster, durch das Konflikte vermieden oder in Schach gehalten werden können, oder: Kultur stellt sich als ein »Text« dar, der gelesen werden kann und mittels dessen man sich verständigt.⁹ Besonders wichtige Elemente und Codes, wie z. B. die konkrete Sprache oder Rituale, werden zu Symbolen, mit denen sich Individuen identifizieren, derer sie sich immer wieder erinnern, mit denen sie sich repräsentieren und von anderen abgrenzen und mit denen Macht im öffentlichen Raum etabliert und kollektive Identität konstruiert wird. Versteht man unter Kultur einen Kommunikationsraum, dann heißt das in unserem Zusammenhang, dass es in Zentraleuropa eine Vielzahl von unterschiedlichen, sich konkurrenzierenden, gleichzeitig jedoch auch sich überlappenden Kommunikationsräumen gibt. Die »Einheit« der Region wird, so widersprüchlich das auch klingen mag, durch Differenz, durch Heterogenität bzw. durch die hier vorhandene innere, *endogene* und von außen hinzukommende *exogene* Pluralität bestimmt.

Unter *endogener Pluralität* verstehe ich die in der Region seit Jahrhunderten nachweisbare Dichte von Völkern, Kulturen und Sprachen. Die sogenannten »Nationalkulturen« sind hier freilich in der Regel von zahlreichen »Fremdelementen«, von Codes benachbarter Kulturen (Kulturräumen) durchsetzt. Ich möchte das mit zwei Beispielen veranschaulichen: Erstens: Béla Bartók hat in Bezug auf die musikalische Folklore der Region auf ein kontinuierliches »crossing and re-crossing of melodies« hingewiesen und vor der Utopie einer reinen Nationalmusik gewarnt.¹⁰ Zweitens: Eine ideale Wiener Speisenabfolge, die bis heute ein Identifikator für Wien und Österreich geblieben ist, besteht aus einer Gulaschsuppe, dem Wiener Schnitzel (Costoletta alla Milanese) und Powidltschen, aus »fremden« Codes also, die sich anderen kulturellen Kommunikationsräumen verdanken, nämlich dem ungarischen, italienischen und tschechischen. Trotz der Zugehörigkeit zu einer eigenen Kultur partizipiert man also auch an »fremden« kulturellen Elementen. »Man täusche sich nicht darüber«, meinte daher Joseph Roth in Bezug auf den Österreicher, »dass ihm der katholische Slowake heimischer ist als der protestantische Brandenburger; der Ungar vertrauter als der Sachse, der Pole verständlicher als der Thüringer; der Tscheche näher als der Pommeraner.«¹¹ Daraus folgt, dass entgegen der Forderung der nationalen Ideologie, wonach jeder nur eine (nationale) Identität

9 Vgl. u. a. die Beiträge in Doris Bachmann-Medick (Hg.), *Kultur als Text. Die anthropologische Wende in der Literaturwissenschaft*, Frankfurt a. M. 1996.

10 Béla Bartók, *Race Purity in Music* [1942], in: Benjamin Suchoff (Hg.), *Béla Bartók Essays*, London 1976, 29–32.

11 Joseph Roth, *Das alte Österreich*, in: Michael Kesten (Hg.), *Joseph Roth Werke 4*, Köln o. J., 428.

aufzuweisen hätte, hier Mehrfachidentitäten begünstigt wurden und eine Multipolarität die individuellen und kollektiven Identitäten bestimmte. Miroslav Hroch hat jüngst auf die Vielfalt von sich überlappenden Landesidentitäten (Patriotismen) im alten Böhmen hingewiesen.¹² Individuen und soziale Schichten konnten mehrere subregionale Identitäten in sich vereinen und sich darüber hinaus zu einer gemeinsamen böhmischen bzw. gesamtregionalen Identität bekennen. Durch den dynamischen Austausch (Transfer)¹³ von kulturellen Elementen und Codes erwiesen sich nicht nur die einzelnen Kulturen als durchlässig, es bildete sich über die einzelnen Kulturen hinweg eine gemeinsame »Sprache«, ein »translokaler« Kommunikationsraum, an dem bis in die Gegenwart auch unterschiedliche »Nationalkulturen« partizipieren. Dem konnte auch der linksradikale ungarische Intellektuelle Béla Balázs sein Gutes abgewinnen. 1914 vermeinte er in der verhassten Monarchie doch auch eine Antizipation des zukünftigen Internationalismus erblicken zu können: »Österreich scheint ein ausschließlich politisches Gebilde zu sein, deshalb wird ihm heute seine Daseinsberechtigung abgesprochen. Hat aber Österreich nicht doch noch eine größere Aufgabe? ... Es könnte als eine große Versuchsstation des Internationalismus angesehen werden, und, wie grotesk dies auch klingen mag: Das Reich der konservativen Habsburger könnte die beste Grundlage für die Träume des Sozialismus sein.«¹⁴

Unter *exogener Pluralität* verstehe ich die Summe jener kultureller Elemente, die von außen hinzukamen. Europäische und außereuropäische kulturelle Diffusionsprozesse waren zwar oft an bestimmte soziale Schichten gebunden, sie bestimmten aber ohne Zweifel das kulturelle Bewusstsein auch breiterer Bevölkerungskreise. Ich verweise hier, abgesehen von den Einflüssen aus dem Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation, vor allem auf französische, italienische, spanische und nicht zuletzt osmanische Elemente, die in den kulturellen Text dieser Region, nicht zuletzt in die Musik, eingegangen sind.

Diese pluralistische, heterogene Verfasstheit der Region erwies sich vor allem im Zusammenhang mit den sozial-ökonomischen Transformationen des 19. Jahrhunderts zunehmend als krisen- und konfliktanfällig. Die durch die Modernisierung hervorgerufene soziale Ausdifferenzierung der Gesellschaft (ver-

12 Miroslav Hroch, Die böhmischen Länder zwischen ethnischer und nationaler Identität, in: Alena Jakobová/Jitka Ludová/Václav Maidl (Hg.), Deutschsprachiges Theater in Prag. Bewegungen der Sprachen und Kulturen, Prag 2001, 31–42.

13 Federico Celestini/Helga Mitterbauer (Hg.), Ver-rückte Kulturen. Zur Dynamik kultureller Prozesse, Tübingen 2003; Gregor Kokorz/Helga Mitterbauer, Im Netzwerk der Kulturen. Die Zentraleuropäische Moderne als Schnittpunkt kultureller Transferprozesse, in: Moritz Csáky/Astrid Kury/Ulrich Tragatschnig, Kultur, Identität, Differenz. Wien und Zentraleuropa in der Moderne, Innsbruck u. a. 2004, 397–421.

14 Béla Balázs, Napló [Tagebuch] 1914–1922, 2, Budapest 1982, 6–7.

tikale Differenziertheit) führte zu innergesellschaftlichen *Krisen*, die durch jene latenten Konfliktpotenziale, die in der ethnisch-kulturellen Heterogenität der Region, einer traditionellen horizontalen Differenziertheit gelegen waren, noch potenziert wurden. Von dieser Situation waren vor allem die Städte betroffen, die infolge der Modernisierung durch die Zuwanderung aus der heterogenen Gesamtregion rasch anwuchsen. In der Dichte des urbanen Raumes fanden sich Menschen vor, die unterschiedlichen Kulturen angehörten und unterschiedliche »*mémoires culturelles*« aufwiesen, die nur schwer miteinander kommunizieren konnten oder gezwungen waren, sich an jene Kultur zu assimilieren, die als die dominante galt. Eine der Folgen davon waren jene »*crises d'identité*«, jene Orientierungslosigkeiten, die in den Jahrzehnten um 1900 nicht nur für Wien symptomatisch waren.¹⁵ Dieser Situation widersetzte sich die nationale Idee, die vorgab, homogene, konfliktfreie Räume schaffen zu können. Dass sich diese Idee auch Kulturschaffende zu eigen gemacht hatten, kann freilich nicht geleugnet werden.

Die Nähe beziehungsweise die Verschränkung vielfältiger kultureller Traditionen in einer Person ist freilich auch ein wichtiger Stimulus für *Kreativität*. Individuen, die eine mehrfache »*mémoire culturelle*« in sich vereinen, bewegen sich gleichzeitig in mehreren Kommunikationsräumen, sind nicht ausschließlich auf nur eine Kultur ausgerichtet, sondern vermögen zwischen mehreren Kulturen zu vermitteln und unterschiedliche, manchmal auch widersprüchliche kulturelle Elemente auf eine unerwartete Weise miteinander zu verschränken.¹⁶ Der Zitate-reichtum der musikalischen Produktion in Wien ist ein Indiz dafür, dass man sich dieser Chance zu bedienen wusste.¹⁷ Die Tatsache, dass zahlreiche Kulturproduzenten »Fremde« beziehungsweise Assimilierte waren, beispielsweise aus dem zunehmend ausgegrenzten Judentum stammten, mag ein Indiz

15 Jacques Le Rider, *Modernité viennoise et crises d'identité*, Paris ²1994.

16 »Wie Beethoven und Brahms hatte Schönberg«, so Adorno, »obwohl in Wien geboren, etwas vom Zugewanderten, gleich vielen Bewohnern der Metropole der Donaumonarchie. Nicht nur weil sein Vater aus der Slowakei und seine Mutter aus Prag stammte. Ihn selber umgab eine Schicht des Fremden, nicht ganz Zugehörigen, nicht ganz in die westliche Zivilisation Hineinpassenden. Der Haß, dem er bis heute drinnen und draußen begegnet, hat damit gewiß etwas zu tun.« Theodor W. Adorno, Wien, in: Rolf Tiedemann (Hg.), Theodor W. Adorno, *Gesammelte Schriften 16: Musikalische Schriften I–III*, Darmstadt 1998, 431–453, Zit. 439.

17 »Als echter Wiener hat Schönberg an einem Medium teil, mit dem man ihn kaum zusammen denkt und das ihm selbst sicherlich nicht gegenwärtig war. Es ist das der österreichischen Volksmusik und derjenigen Komponisten, die von ihr unreflektiert gespeist waren. Nichts widerlegt das in jedem Betracht törichte Cliché vom intellektuellen Schönberg gründlicher, als was alles er jenem Medium verdankt, wie viele der konstitutiven Bestimmungen der neuen Musik dorthier stammen.« Theodor W. Adorno, Wien, in: Ebd. 442.

für die Richtigkeit jener kulturtheoretischen These sein, wonach »Marginalisierte« ein erhöhtes kreatives Potenzial besitzen.¹⁸

Die Kriterien bzw. Inhalte, die Zentraleuropa bestimmen, haben heute, im Zeitalter der Globalisierung und der weltweiten kulturellen Vernetzungen, an Aktualität gewonnen. Man könnte demnach sagen, dass das komplexe kulturelle System Zentraleuropas sich als ein »Laboratorium« erweist, in dem bereits in der Vergangenheit Prozesse nachweisbar sind, die heute von weltweiter Relevanz geworden sind. Und die Analyse dieser Prozesse im übergreifenden Kommunikationsraum Zentraleuropa zeigt, dass die uns noch immer geläufigen nationalen Sichtweisen, nicht zuletzt im Musikalischen, den realen Gegebenheiten ganz einfach nicht entsprechen bzw. die realen Gegebenheiten keineswegs erklären können.

18 Robert Ezra Park, Human Migration and the Marginal Man, in: *The American Journal of Sociology* 33 (1928) 881–893. – Everett V. Stonequist, *The Marginal Man: A Study in Personality and Culture Conflict*, New York 1965.

Räume – Städte – Migration

